

Limmatspritzer

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **112 (1986)**

Heft 10

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Chreis Cheib

«Sie schreiben doch auch nicht «Sim Kreis (Säufeld), wenn Sie vom Seefeld schreiben.» So schrieb die 87jährige Frau M. Bänninger aus dem Stadtkreis 4, Aussersihl, der *Züri Woche* empfört. Weil das Blatt ihr Quartier als «Chreis Cheib» erwähnte, in der Annahme, es handle sich um

Von Fritz Herdi

eine freundliche Neckerei. Woher der Ausdruck? fragte die Zeitung ihre Leserschaft.

Viele meldeten sich. Fazit: «Chreis Cheib» wird überwiegend nicht negativ gewertet. Auffällig auch bei dieser Gelegenheit, dass niemand erwähnte, was das Wort überhaupt bedeutet, dass aber die Frage, wie man das Wort schreibe, Übergewicht hatte. Die einen schickten Belege für «Cheib». Jemand verwies aufs Zürichdeutsche Wörterbuch von Weber/Bächtold und meldete, nach dieser Quelle habe man «Chaib» zu schreiben. In Wirklichkeit heisst's im Zürichdeutschen Wörterbuch, 3. Auflage 1983, klar anders: Chäib.

Cheib bedeutet ursprünglich unter anderem Leichnam, Kadaver, eine bestimmte Rindviehseuche, und nicht zuletzt «Verbrecher, der den Galgen verdient hat». Just von hier aus dürfte es zum ehrenrührigen, verpönten Schimpfwort geworden sein. Um 1600 konnte man einen, der einem «Keib» oder «Schelm» austeilte, vor den Landvogt nehmen. Kostete 10 Pfund Busse.

Leser deuteten an, draussen vor der Stadt, ennet der Sihl, im noch nicht zürcherischen Aussersihl, sei das Siechenhaus (St. Jakob) gewesen. Und zeitweise auch der Galgen. Vielleicht komme der Übername daher. Im «Keiben-Hölzli» bei Uster befindet sich ein Totenhügel; das «Keiben-Stättli», Hedingen ZH, war früher ein Schindanger. Cheib als Ortsname, mit Bezug auf Grab- oder Gerichtsstätte: keine Ausnahme gewesen.

Meisterflucher?

Der eine und andere sah einfach in der etwas rauheren Sprache, wie sie Anfang dieses Jahrhunderts in dieser Umgebung üblich war, den Ursprung der Bezeichnung «Chreis Cheib». Und es sei nur natürlich, dass im ehe-

maligen Arbeiterviertel mehr «g'cheibet» und «g'sirachet» worden sei als anderswo. Übrigens kennt auch Basels Höschsprache in Klein-Basel die «Rue de Grampol» und den «Boulevard Gopferdammi».

In der Tat kam es vor der ersten Stadtvereinigung, vor 1893 also, in Aussersihl zu einem Überangebot an billigen Wohnungen. Folge: Enormer Zuwachs an Arbeiterfamilien. Übrigens: vor allem auch aus dem Süden. Italienische Saisonarbeiter brachten noch ihre Buben als Pflasterträger mit.

Clevere Wohnungsinhaber verquarteten pro Wohnzimmer mitunter bis zu sechs Untermieter. 20 Schlafgänger in einer Wohnung: Keine Seltenheit gewesen. Und der Vermieter verkaufte in seiner Wohnung gerade auch noch Wein. Es ging sehr viel hinter die Binde, es gab sehr viele Scherben, und etwa an der Lager- und Brauerstrasse war durchaus (ist immer noch, obschon passato) von «Glasscherbenviertel» die Rede. «Servalatquartier» hingegen hatte eher mit der oft schlichten Ernährung schweizerischer Wenigbemittelter zu tun. Und dass die die Stadtkreise 4 und 5 ennet der Sihl durchziehende Langstrasse im Volksmund noch heute «Boulevard des Italiens» heisst ... wer will's bestreiten?

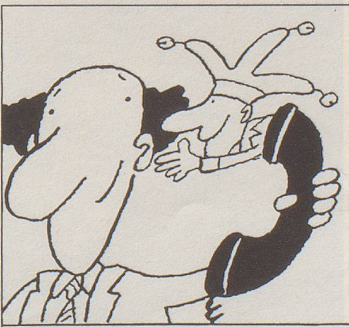
Dass Arbeiter und Handwerker oft etwas ruppiger sprechen als Hochschuldozenten, ist auch nicht neu. Wichtiges deutet der Aussersihler Schriftsteller Joseph Saladin an: «Pferde gaben damals dem Kreis 4 das besondere Gepräge.» Pferde ennet der Sihl auch in grossen Fuhrhaltereien wie Welti-Furrer, vor der Autozeit.

Die Sprache der Fuhrleute muss ruppig gewesen sein. Selbst im Niederdorf, wo einst Fuhrwerke in rauhen Mengen verkehrten, wurde die Hauptgasse von den Anwohnern in «Fluchgasse» umgetauft. Eine Redensart ist geblieben: «Er redt wien-en Fuehrme.» Von der Viehrampe damals an der Zollstrasse, wenige Meter vom heutigen Kreis 4 entfernt, von den täglich Vieh holenden Metzgerburschen, den Schlachtbänken in der Gegend haben wir noch gar nicht gesprochen.

Ja, aber ...

Natürlich hat's seither gebessert. Obschon Zürich noch heute über unüberhörbare, währschafte Meisterflucher verfügt. Nur im «Chreis Cheib»? Vergessen wir's! Der Zürcher stand ganz allgemein im Ruf, grob zu reden. Im Bürkli-Kalender stand 1881 zu lesen: «Wenn einer, der je in Zürich lebte, weit draussen in der Welt einen ihm bekannten Zürcher trifft, von dem er aber nicht weiss, (ob er's ist), so warte er nur, denn es vergehen nicht zehn Minuten, so entfährt dem guten Zürcher ein (Tunnerhagel) oder ein (Strahls-Cheib), und er ist erkannt. Wir Zürcher haben weit in der Welt herum die Renommee, dass selbst schon gebildete und sogar hochgelehrte Zürcher, wenn sie nicht solche Kraftausdrücke jeden Augenblick bringen dürfen, gar nicht gesund bleiben können. Sie dienen uns zur unentbehrlichen Herzensentlastung. Kein Entsetzen der Fremden ist imstande, uns diese üble Gewohnheit abzugewöhnen.»

Da ist also nicht speziell der Aussersihler gemeint, der damals noch gar nicht zur Stadt gehörte. Auch seeaufwärts, Professor Albert Hauser hat sich schon mit der rauhen Sprache der Seebuben befasst, klang's und kling't oft ordentlich üppig. In Grolimunds bekanntem «Seebuebelied» empfängt Petrus einen Seebuben mit den Worten «Du liebe Cheib!», im «Zürihgegellied» kommt vor: «Ja, wänn das Wörtli Cheib nöd wär.»



**Nebelspalter-
Witztelefon**
01 55 83 83

Weitverbreitet

In der Schublade habe ich auch noch das berühmtere Lied «De Cheib», als dessen Autor ein Leser in der *Züri Woche* einen Josef Gut nannte. Nur: Wer weiss denn noch, wer Josef Gut war? Der Kleinbühnenhumorist war dem Publikum nur unter seinem Künstlernamen Seppi Dammhofer bekannt. Fredy Schulz, der im März 89 wird, Notensetzer, Texter von Schlagern wie «Guete Sunntig mitenand» und «Wir fahren mit der Eisenbahn», hat eine Coupletbearbeitung gefertigt. Es ist lange her. Und im Couplet war gar nicht von den Zürichern, sondern von den Schweizern, den cheiben Schweizern, die Singe.

Aber am verbreitetsten ist: «I eusem liebe Züribiet, da läbt e fröhlichs Volk. Es hät uf sini ruchi Sprach en ganz en bsundre Stolz. Ich meine da das Wörtli Chäib ...» Später dann: «Du gähle Chäib, das ghört me vill, du schlechte Chäib na meh, heb d Schnörre zue, du Himmelchäib, säb tuet eim frili weh. Zum Schätzli seit me liebe Chäib, Fräss-Chäib, das isch e Schand. Als Schnörri- und Plagörichäib isch eine bald bekannt.» Am Schluss, nach Lus-Chäib und Himmelherrgottschternechäib, noch: «Chäib furt, jetzt hört das Chäibe uf, wänd singe und wänd tanze, uf eimal han i au en Chäib (hier: Rausch) und chäibe uf de Ranze!»

Und endlich stellt sich heraus, dass es längst weitherum im Land «cheibet». Es gibt eine Luzerner Cheib-Version. Es gibt die Stelle irgendwo: «Nid nur der Bärner cheibet so, der Glarner cheibet au, sie cheibe z Basel, cheibe z Zug und cheibe z Herisau.» Übrigens haben just in Zug die Betreuer des Schweizerdeutschen Wörterbuchs den ältesten Beleg fürs Wort Cheib gefunden: 1432. Und im thurgauischen Frauenfeld kannte ich einen Elektriker und Wirt, der zu sagen pflegte: «Es isch en cheibe Cheib!»

Solothurn? Nun, Nationalrat Helmut Hubacher sagte von seinem Parteigenossen, Bundesrat Willi Ritschard, seinerzeit wörtlich: «Er kommt in die Fraktion, und wenn er einen besonders gut mag, dann haut er ihm eine und sagt: (Salü Fotzelchaib!) Oder: (Sürmelchaib!) Sürmelchaib ist so ein Lieblingswort von ihm.»